

MAXI BIEWER

Ich mach'
aus Regen
Sonnenschein

EULENSPIEGEL VERLAG

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Eulenspiegel Verlag –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN Buch 978-3-359-01393-8

ISBN E-Book 978-3-359-50085-8

1. Auflage 2019

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Fotos: © Patrice Venne, One Dream Production

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin, unter Verwendung
eines Fotos von One Dream Production

www.eulenspiegel.com

*Für meine Zuschauer
und treue Fangemeinde!*

Inhaltsverzeichnis

- 7 Ein paar Worte vorab ...
- 9 **Eisige Dinge im Leben und auf der Straße**
- 17 **Wie alles begann**
- 23 **Gewitter, Gewitter**
- 39 **Todesangst**
- 45 **Operation Desert Storm**
- 53 **Bahnfahren – eine Welt für sich**
- 65 **Bahamas – kein Arbeitsparadies**
- 73 **Haarige Angelegenheit**
- 83 **Das kleine Madeira-Tief**
- 91 **Der Lachanfall**
- 101 **Blackout**
- 111 **Mit einem blauen Auge davongekommen**
- 115 **Was ziehe ich bloß an?**
- 125 **Über den Wolken**
- 139 **Wer schön sein will, muss (manchmal) leiden**
- 149 **Gibt's doch gar nicht! Oder doch?**

- 155 **Überall Verschwörung!**
- 159 **Warum der Wetterbericht immer falsch ist**
- 167 **Wie die Hochs und Tiefs zu ihren Namen kamen**
- 175 **Karneval – der ultimative Test fürs Immunsystem**
- 181 **Café Olé!**
- 187 **Meteorologe, Presenter und alles dazwischen**
- 199 **Ach so! Das Wetter, Quebec und kulturelle Unterschiede**
- 217 **Nachts, wenn die Träume fliegen**
- 221 **Warum es immer etwas Besonderes ist, das Wetter draußen zu moderieren**
- 239 **Danksagung**

Ein paar Worte vorab ...

Dies ist keine Biografie.

Aber in diesem Buch gibt es viele Geschichten, die mit meiner Biografie verbunden sind und mich auf die eine oder andere Weise geformt haben. Beim Schreiben ist mir etwas aufgefallen, das ich vorher nie in dieser Deutlichkeit gesehen hatte: In meinem Leben gibt es nicht nur eine berufliche Verbundenheit mit dem Wetter, sondern auch in meinem persönlichen Erleben hat es in vielerlei Hinsicht schon immer eine Rolle gespielt.

An dieser Stelle möchte ich alle Liebhaber von Gendersternchen warnen: Es gibt sie nicht in diesem Buch. Stattdessen benutze ich meist die männliche Form, was aber nicht bedeutet, dass ich nicht trotzdem emanzipiert bin. Oder vielleicht gerade deswegen.

Ich wünsche kurzweilige Unterhaltung und vielleicht auch den einen oder anderen Erkenntnisgewinn.

Mit sonnigen Grüßen
Ihre/eure Maxi Biewer



*Solange ich hier Chef bin,
machst du natürlich
das Wetter.*

Wie alles begann

Zu Beginn meiner Wetterfee-Karriere wurde *RTL* vom Deutschen Wetterdienst mit Daten beliefert. Das war 1992. Es gab noch Telex und Fax. Und meist trudelte in der Nacht so gegen zwei Uhr das Fax mit den Temperaturen und dem Rest der Vorhersage ein.

Leider trafen die Faxe nicht immer ein. Es half auch kein Anruf in Offenbach beim Wetterdienst, da außer dem Pförtner offenbar niemand meinen Anruf entgegennehmen wollte oder konnte. Da ich aber ab sechs Uhr, später bereits ab halb sechs, ein Wetter präsentieren musste, war Kreativität gefragt. Nun wollte ich nicht zu kreativ sein und mir das Wetter gar ausdenken, und so war der Teletext von *SAT1* mit schöner Regelmäßigkeit in informationsloser Nacht mein stiller Helfer.

Schnell die Temperaturen und Symbole abgeschrieben, kleine Änderungen um ein Grad erachtete ich als normkonform, nahm sie aber auch vor, damit niemand meine Schummeleien entdeckte, falls er einen direkten Vergleich anstellen würde. Was natürlich niemand tat.

Jedenfalls hatte ich um halb sechs immer ein Wetter für die Zuschauer. Und es stimmte größtenteils auch.

Nach etwa einem halben Jahr besorgte mir, auf meine Bitte hin, unser Studioleiter einen Meteorologen, der mir die Grundbegriffe der Vorhersage und das Lesen der Wetterkarten etwas näherbringen sollte. Denn aus den

ursprünglich geplanten vierzehn Tagen Urlaubsvertretung war nun doch ein permanenter Job geworden.

Natürlich hätte dieser unverkennbar sächsische Kollege, da der DDR-Wetterdienst abgewickelt war, lieber selbst meinen Job vor der Kamera gehabt, statt Taxi zu fahren, und so musste ich ihm die Geheimnisse mehr entlocken, als dass er sie von sich aus preisgegeben hätte. Es hat mir aber geholfen, in den zum Teil schnittmusterähnlichen Wetterkarten Vorhersagen zu lesen.

Nic Jakob, der erste Studioleiter von *RTL* in Berlin, war ein alter Luxemburger und passionierter Pfeifenraucher, ein guter Journalist und unkonventioneller Chef. Eine Traumkombination! Als ich nach den ersten zwei Monaten beim Wetter auf ihn zuging und ihn fragte, ob er mir vielleicht zweihundert Mark leihen könne, da *RTL* noch nichts gezahlt hatte, ich aber sehr wohl laufende Kosten hätte, öffnete er sein Portemonnaie, und der nächste Anruf galt der Entgeltabrechnung in Köln.

Nach etwa einem halben Jahr, wir waren mittlerweile beim Du, fragte ich ihn, ob wir denn nicht mal etwas Schriftliches aufsetzen wollen, so eine Art Arbeitsvertrag. Er guckte mich nur verdutzt an und meinte: »Solange ich hier Chef bin, machst du natürlich das Wetter.«

»Ja, Nic, aber vielleicht bist du irgendwann nicht mehr Chef, und da hätte ich doch gern irgendetwas in der Hand.« So bekam ich nach sechs Monaten meinen ersten schriftlichen Arbeitsvertrag, in dem »Moderation ›Wetterfrosch« stand.

Heute weiß ich: Auch ohne Arbeitsvertrag hatte ich bereits eine Festanstellung. Aber damals interessierte sich der Betriebsrat im fernen Köln dafür in etwa so viel wie für den sprichwörtlichen Sack Reis im fernen China.

1992 war ich in den Proben für »Onkel Vanja« von Anton Čechov, oder, wie man im Osten schreibt, »Onkel Wanja« von Anton Tschechow – nur beim Vornamen Anton und dem Onkel vereint sich Ost- mit Westdeutschland. Aber da es eine Westberliner Bühne war, hieß es folglich »Onkel Vanja« von Čechov.

Ein Kollege, der bei *RTL* und *SAT1* Sprechunterricht erteilte, gab mir während der Proben den Tipp: Bei *SAT1* würde eine Moderatorin für die 18-Uhr-Strecke gesucht und bei *RTL Guten Morgen Deutschland* eine Wetterfee als Urlaubsvertretung. Das Frühaufsteherprogramm passte besser in meinen Tagesablauf zwischen Vorstellung um zwanzig Uhr in der »Tribüne« und Probe früh um zehn Uhr, und so fiel die Wahl nicht schwer, wo ich mich bewerben wollte.

Außerdem war ich schon immer eine »Lerche«, ein geborener Frühaufsteher, geboren bei Sonnenaufgang. Abends, spätestens gegen einundzwanzig Uhr bin ich dann rechtschaffen müde. Daher kamen bei Freunden bereits während meines Schauspielstudiums Befürchtungen auf, dass ich vielleicht nie den zweiten Akt am Abend überdauern und das Kindertheater mit Vorstellungsbeginn früh um zehn Uhr doch wesentlich besser zu meinem Lebensrhythmus passen würde.

Am Morgen meines Bewerbungsgesprächs, ich wohnte wieder einmal bei meiner Mutter im Haus im schönen Berlin-Köpenick, fiel mein Blick auf den Rasen. Es war der 17. Juni 1992, die Natur schon grün, der Rasen erst am Wochenende von mir gemäht, da zeigte sich ein richtiges Herz aus kleinen Wiesenpieperpilzen! Etwa ein Meter im Durchmesser groß, war es buchstäblich über Nacht aus dem Rasen geschossen. Ich betrachtete es als gutes Omen für mein Vorstellungsgespräch und machte mich auf.

Es war ein warmer Morgen, als ich in das Büro des Studioleiters im *RTL* Hauptstadtstudio in der Berliner Rosenstraße eintrat. Natürlich wurde Anfang der neunziger Jahre noch in den Büros geraucht, besonders, wenn Journalisten dort saßen. Aber ich mochte und mag Pfeifengeruch, wirklich. Es hat für mich etwas Behagliches. Keine Zigaretten und schon gar keine Zigarren, aber Pfeife sehr gern.

Und während ich gerade erzählte, was mein beruflicher Hintergrund sei, stürmte plötzlich ein Redakteur ins Büro und erklärte, dass man morgen ein Schwerpunktthema in der Sendung machen werde, da die beiden Entwicklungshelfer Thomas Kemptner und Heinrich Strübig plötzlich aus mehrjähriger Geiselhaft im Libanon entlassen worden waren. Und stürmte wieder raus.

Plötzlich griff der Büroleiter nicht mehr zur Pfeife, sondern zur Zigarette und bot mir auch eine an. Darauf erwiderte ich in schlechtem Arabisch: Nein, danke, ich rauche nicht. Es passte irgendwie zu der Situation, dachte ich.

Ich wollte ursprünglich nach Beendigung meines Engagements an der »Tribüne« nach Ägypten auswandern, um als Reiseleiterin zu arbeiten, und hatte gedacht, es wäre ganz praktisch, schon mal ein paar Worte vorab zu lernen. Aus meinen Ägypten-Plänen wurde aber nichts, und so versandete die Sprache bei mir wieder.

Der Büroleiter fand es hingegen witzig. Wir machten noch ein Casting, der Ordnung halber. Zuerst mit Sport, was absolut nichts für mich war, dann Nachrichten, die wiederum in ihrer Ernsthaftigkeit nicht ganz meiner Frohnatur entsprachen, und eben Wetter. Und Wetter wurde es.

Ich arbeitete die geplanten zwei Wochen als Urlaubsvertretung. Als meine Kollegin zurückkam, bat sie mich, doch einfach weiterzumachen. Sie hätte eine Stelle als Fernsehansagerin gefunden und wollte lieber tagsüber arbeiten.

Ich willigte gern ein. Als Freiberufler nimmt man ja jeden Job gern mit, der so am Wegesrand liegt.

Also ging ich abends zur Vorstellung in die »Tribüne«, legte mich anschließend auf ein kleines Sofa im Studio in der Rosenstraße, denn bis nach Köpenick zu fahren, war zu weit, und setzte mich um zwei Uhr an den Schreibtisch, um mich mit Hoch- und Tiefdruckgebieten zu befassen. Um neun Uhr war *Guten Morgen Deutschland* beendet, es folgte eine kurze Konferenz und um zehn Uhr war ich pünktlich zur Probe für das nächste Stück bei der Vaganten Bühne zur Stelle. Danach ging es nach Hause zum Schlafen und Duschen. Gegessen habe ich, wahrscheinlich, zwischendurch auch mal.

Habe ich erwähnt, dass ich ein Arbeitspferd bin? Ich liebe es zu arbeiten!

Diese Berliner *RTL*-Zeit zwischen 1992 und Herbst 1994 war wunderbar und von großer Kollegialität begleitet. Wir trafen uns nämlich einmal im Monat mit den Kollegen des *SAT1* Frühstücksfernsehens, die ebenfalls aus Berlin sendeten – und es immer noch tun. Natürlich schon um achtzehn Uhr, da wir ja alle wieder früh aufstehen mussten und dann »gegeneinander« im Kampf um die Zuschauergunst antraten.

Das Stück bei den Vaganten kam nie zur Premiere, »Onkel Vanja« hatte Silvester 1992 seine letzte Aufführung – und so blieb für mich nur das Wetter übrig.

Da sieht man: Zwischenlösungen können sehr lange halten, mitunter fast ein Leben lang.

Und nach Ägypten kam ich erst ein paar Jahre später – als Urlauberin auf Tauchtour.

A bright blue sky with scattered white, fluffy clouds. The clouds are of various sizes and are distributed across the frame, with a larger, more prominent cloud on the left side and several smaller ones on the right and bottom. The overall scene is clear and bright.

What the f...?

Bahamas – kein Arbeitsparadies

Wetter und besonders die korrekte Vorhersage desselben sind zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor geworden, besonders für den Tourismus und die damit einhergehenden Gewerbe.

Eine ungenaue oder nicht korrekte Vorhersage kann viele Menschen davon abhalten, zum Beispiel das Wochenende kurzentschlossen an den Stränden von Nord- oder Ostsee zu verbringen oder in den Alpen und Mittelgebirgen die Ausdauer mittels einer kleinen Wanderung zu trainieren und stattdessen doch lieber zu Hause vor dem Fernseher oder Computer zu hocken.

Die allermeisten Menschen im Wettergeschäft sind sich dieser Verantwortung bewusst und versuchen wirklich ihr Bestes, damit die Vorhersage auch stimmt.

Vor über zwei Jahrzehnten hatten den Zusammenhang zwischen Wettervorhersage und Tourismus, als eines der ersten Länder, die Bahamas entdeckt. Der Tourismusverband dieser vom Besuch sonnenbegeisterter, tauchender, schwimmender oder einfach nur gern an den traumhaften Stränden liegender Gäste abhängigen Inseln hatte daher zahlreiche amerikanische Fernseh- und Radio-Meteorologen und -Moderatoren zu einer Hurrikan-Konferenz nach Nassau eingeladen. Ein europäisches Land durfte auch daran teilnehmen, wahrscheinlich weil die Deutschen, zumindest in den neunziger Jahren, Reiseweltmeister

waren. So bekam *RTL* die freundliche Einladung, ein Team zur Konferenz zu entsenden, um darüber zu berichten. Die Wahl innerhalb unseres Wetterteams fiel auf mich, um für unser Morgenmagazin, was zu jener Zeit noch *Punkt 7* hieß, eine kleine Wochenserie über die Bahamas zu machen. Oder besser: Wetter und Klima in der Karibik waren die Aufgabenstellung. Traumstrände, bunte Märkte, freundliche Menschen, farbige Häuser, leckere Gerichte oder andere an jeder Ecke zu findende und daher schnell und leicht zu drehende Dinge sollten in der Reportage nicht vorkommen, so der Wunsch des Redaktionsleiters.

Ich hatte zudem die Wahl des Kameramannes. Diese fiel, da niemand sonst Zeit oder Lust hatte, für das nicht sehr üppige Geld zehn Tage aus dem regulären Geschäft auszusteigen, auf einen jungen Kameramann, der gerade seine Ausbildung für Spielfilm absolviert hatte. Eine Grafikerin aus der Wetterredaktion komplettierte das Team – sie sollte den Ton und »Assi« machen. Das war zumindest der Plan.

Wir flogen mit all dem Equipment – die Kameras waren zu der Zeit noch groß und schwer –, versehen mit einem Zoll-Carnet. Dieses Heftchen beinhaltete die Liste der Dinge, die man in das Land einführt und die dann auch vollständig wieder ausgeführt werden sollten, wenn man größere Diskussionen und Strafen verhindern möchte. Jahre später habe ich beim Spendenmarathon gelernt, dass es durchaus auch Länder geben kann, in denen man besser kein Carnet dabei hat, da einige Zollbeamte, die, sagen wir mal, sich etwas unterbezahlt fühlen, auch gern bei der Ein- und Ausreise eine Art Lösegeld für das Equipment fordern. Dieses Lösegeld kann mitunter fernab aller »vernünftigen« Forderungen liegen, und dann hat man die »Wahl« zu zahlen oder gleich wieder nach Hause zu fliegen. Daher ist es

mitunter unkomplizierter, die Dinge, die man so braucht ... von der Kamera, die mittlerweile recht klein geworden ist, bis zum Mikrofon, den Kabeln und dem Zubehör auf die Reisenden aufzuteilen. Akkus müssen seit einigen Jahren sowieso im Handgepäck fliegen. Ich bin auch dafür, recht unfreiwillig, zum Experten geworden.

Mit British Airways flogen wir von Düsseldorf nach London-Heathrow, und nach kaum fünf Stunden Aufenthalt ging es auch schon weiter. Allerdings stand dort nichts von Nassau an der Anzeigetafel, sondern Grand Cayman unter derselben Flugnummer. What the f...? Es stellte sich heraus, dass wir, wie es auf den Karibikrouten öfter der Fall ist, ein kleines Inselhüpfen gewonnen hatten. So durfte ich Kuba von oben erleben und kann die Umrisslinie auf der Landkarte durchaus bestätigen. Nach einem weiteren Beine-Vertreten, Betanken und noch mal mit Kuba-von-oben und den Zoll der Bahamas mit unserem gesamten Equipment mittels Carnet Bekanntmachen – nein, wir mussten nichts zahlen –, konnten wir nach einer ziemlich langen Anfahrt endlich ins Hotel.

Am nächsten Morgen begann die Hurrikan-Konferenz, wir waren noch etwas im Jetlag und von der epischen Anreise in der Holzklasse mitgenommen. Die Vorträge wurden von Meteorologen des National Hurricane Centers in Miami gehalten und beinhalteten neben allgemeinen Informationen zu Hurrikanen auch die neuesten Entwicklungen in der Beobachtung und Vorhersage der Wirbelstürme. Die amerikanischen Kollegen hatten sogar ein Flugzeug der Hurricane Hunter, eine Hercules C130, mitgebracht. Das sind die schweren Propellermaschinen, die seit den fünfziger Jahren von Lockheed eigentlich für den Militärtransport gebaut werden. Das C steht für Cargo. Im Fall der Hurricane Hunter sind die Messinstrumente und Sonden

die Ladung. Die wagemutigen Männer – und seit den Siebzigern auch einige Frauen – fliegen direkt in den Hurrikan hinein, um wichtige Daten wie Windgeschwindigkeit, Druck, Regensummen, Wassertemperatur und anderes zu messen, die auch die modernsten Satelliten nicht messen können. Mit Hilfe dieser Daten lassen sich dann die Zugbahn, Entwicklung und Stärke besser vorhersagen und die betroffenen Menschen früher und schneller warnen. Für mich gehören die Piloten und Crews dieser Hurrikanjäger zu den Menschen, die, wie Feuerwehr, Polizei und Armee, an der vordersten Front des Geschehens agieren und meinen größten Respekt genießen, da sie bereit sind, ihr Leben einzusetzen. Die Hercules gilt als eines der sichersten Flugzeuge der Welt, und bislang endete nur ein Messflug, der 1974 in den Typhoon Bess bei den Philippinen stattfand, für die sechs Mann an Bord tödlich.

Wir, Wettermoderatoren und Meteorologen, die sonst nur über die Hurrikane berichten und die Vorhersagen der amerikanischen Kollegen vom Hurricane Center den Zuschauern näherbringen, durften wenn auch nicht in die Luft so doch zumindest am Boden in dieses Wunderwerk der Technik hineingehen, alles besichtigen und den Piloten Fragen stellen. Ich war vollends begeistert und voller Respekt!

Einer der meistgefragten Interviewpartner während der Konferenz, und natürlich auch von mir, war Max Mayfield, der spätere Direktor der Hurricane Centers von 2000 bis 2007. Ein überaus eloquenter Meteorologe, Inbegriff eines Gentleman. Ich bin sehr dankbar, dass ich solche Menschen durch meine Arbeit kennenlernen durfte.

Eingeladen hatte das Tourismusbüro aber nicht nur, um über die Entwicklung auf dem Gebiet der Vorhersage zu informieren und die fast hundert amerikanischen Kollegen

und uns, das Exoten-Team, das Europa repräsentierte, zusammenzubringen, man wollte vor allem eins klar machen: die Bahamas, das sind über siebenhundert Inseln und Cays, sie erstrecken sich über unglaublich lange sechshundert Kilometer und über ein Gebiet von 260 000 Quadratkilometern. Wenn also ein Hurrikan über die südlichen Inseln zieht, ist das kein Grund, gleich alle Reisepläne abzublasen. Vielleicht zieht der Wirbelsturm ja gar nicht über Nassau und andere weiter nördlich gelegene Inseln, sondern bleibt weiter südlich.

Diese Message kam dann wohl auch bei den Kollegen an: keine Panik auf der Titanic! Während die amerikanischen Kollegen nach den Vorträgen, die sich über mehrere Tage hinzogen, am Pool relaxten, machten wir uns mit unserem Equipment beladen auf, um unsere Wochenserie zu drehen. Das Abendessen haben wir meist nicht mehr geschafft, da wir zu spät wieder ins Hotel zurück kamen. Beim Frühstück am nächsten Morgen entschädigte Grits aber für alle ausgelassenen Mahlzeiten. Grits ist die etwas feinere Variante der italienischen Polenta und in den amerikanischen Südstaaten beheimatet. Ursprünglich ein Gericht der Muskogee Indianer, kann man es mit Cheddar, Bacon, Shrimps oder auch nur mit Pfeffer und Salz essen. Großartig!

Meine Kollegin und ich teilten uns ein Doppelzimmer, und es fühlte sich abends im Bett ein bisschen nach Kinderferienlager Erster Klasse an, wenn wir den Tag mit all seinen Eindrücken noch mal passieren ließen.

Die wundervolle Insel Eleuthera, nicht ohne Grund Wohnsitz und Inspiration des Sängers Lenny Kravitz, war an einem Tag unser Ziel. Dort konnte man auf der Straße, die diese an einer Stelle extrem schmale Insel verband, die Gegensätze zwischen Atlantik und Karibischer See sehr schön, schnell und einfach zeigen: mit nur einem Gang von

wenigen Metern von der tiefblauen Farbe des Atlantiks zur karibischen Seite mit dem türkisfarbenen Meer. Hier waren Atlantik und Karibik nur durch einen etwa zehn Meter breiten Landstreifen voneinander getrennt. Mittlerweile hat ein Hurrikan diese natürliche Verbindung zerstört, die dann durch die Glass Windows Bridge ersetzt wurde. Auch diese musste bereits nach einigen Stürmen erneuert werden. Heute verbindet Eleuthera mit ihren Nachbarinseln eine hundertachtzig Kilometer lange Straße, die sich wie ein Rückgrat die Inseln entlang schlängelt. Damals, Ende des neunziger Jahre, musste man noch die Fähre oder den Inselflieger nehmen.

Wir waren also endlich am Ziel unserer Wünsche angekommen, hatten besprochen, was wir drehen wollten, nämlich den Gang vom Atlantik zur karibischen Seite, und dazu zogen die Passatwolken am Himmel entlang – die perfekte Kulisse! Nur leider hatte ich dafür den falschen Kameramann dabei. Ich war es gewohnt, mit den schnellen Jungs und Mädels eines EB-Teams, der Einsatzbereitschaft, zu drehen. Wir sprachen eine Sprache und wussten: bei allem, was mit Nachrichten in Verbindung steht, muss es schnell gehen. Jetzt hatte ich aber einen Film-Kameramann dabei.

Also machten wir eine Probe. Und noch eine Probe, wie beim Film, zumindest früher. Dann kam auch mal ein Auto vorbei. Und dann noch eine Probe und noch eine, bis Schärfe und Bildkomposition dem Kollegen hinter der Kamera perfekt erschienen. Nur leider hatten sich währenddessen die Wolken, auf die es mir ankam, verzogen. Ja, der Gang war perfekt, aber der Himmel war eben nicht mehr der Himmel, den ich haben wollte. Zumindest die Farbe des Wassers änderte sich nicht, und so war ich zufrieden. Wir mussten nämlich den Inselflieger zurück nach Nassau bekommen. Irgendeinen Tod muss man manchmal sterben!

Den größten Stress bei solchen Reisen verursacht der Gedanke: Haben wir auch wirklich alles gedreht? Haben wir genügend Schnittbilder, genügend Aufsager, oder fehlt noch etwas? Zurückzufliegen, um etwas nachzudrehen, war nämlich nicht möglich. Das Material sichten oder schneiden konnten wir damals auch nicht vor Ort. Zu jener Zeit brauchte man viel und schweres, teures Equipment, allein ein Schneidetisch kostete schnell hunderttausend DM, und die Sichtgeräte für die Videokassetten nahmen den Platz eines halben Schreibtisches ein. Heute geht das viel unkomplizierter: Man kann alles am Laptop sichten, schneiden und überspielen. Umständliche Datenträger gibt es auch nicht mehr. Oder man dreht mit dem Handy und überspielt auch gleich.

Wir mussten hingegen noch UPS bemühen, um die Kassetten möglichst schnell und zeitnah zur Konferenz nach Köln zu bekommen. Dazu die Sorge, dass sie hoffentlich nicht mit magnetischen Dingen in Berührung kamen und alles, wenn nicht gelöscht, so doch in der Qualität beschädigt würde. Dabei lernte ich auch, dass UPS am Wochenende nicht arbeitet. Aber einem amerikanischen Kollegen konnte ich die Kassetten zumindest bis Chicago mitgeben und von dort etwas zügiger nach Köln fliegen lassen.

Am Ende hatte ich meine Wochenserie voller Wetterereignisse in der Karibik, alle Schnittbilder und Aufsager, die ich brauchte ... nur der Ton ließ etwas zu wünschen übrig. Die grafisch sehr gewandte Kollegin hatte beim Ton nicht das sicherste Händchen, denn es gab nur den Ton, der an der Kamera installiert war. Mit anderen Worten: wir hatten keinen. Aber bei DEN Bildern fiel es nicht allzu sehr ins Gewicht. Etwas Musik drübergelegt und der Rest »versendet sich«, wie man beim Fernsehen sagt.



*Och, das war aber
auch nicht schlecht!*

Der Lachenfall

Dass Lachen etwas sehr Kraftvolles, Befreiendes und oft auch Ansteckendes hat, wussten schon die alten Griechen und erfanden nach der Tragödie die Komödie. Dem Lachen wohnt eine Kraft inne, die nicht so demokratisch eingestellte Gesellschaften fürchten wie der Teufel das berüchtigte Weihwasser. Lachen kann ein Ventil sein, wenn die Dinge sich plötzlich ins Absurde wenden oder die Situation so ungewöhnlich ist, dass sich der Mensch nicht anders ausdrücken kann, ohne den Verstand zu verlieren.

An dieser Stelle sollte ich vielleicht erwähnen, dass ich aus einem Schauspielerhaushalt stamme. Meine Eltern, Gerd Biewer und Brigitte Krause, hatten sich Anfang der sechziger Jahre an der Berliner Volksbühne kennen- und lieben gelernt und schließlich am 1. April 1976 auch geheiratet, was natürlich alle für einen Aprilscherz hielten. Im Rathaus Köpenick waren nur mein Bruder, meine Oma und ich dabei. Und ein überdimensional großer Erich Honecker, der gestreng von der Wand auf das Brautpaar herabblickte. Meine Mutter war über zwanzig Jahre, bis zu ihrem Ausscheiden 1989, im Ensemble des Kabarets »Die Distel« engagiert. Das war, und ist es bis heute, ein politisches Kabarett-Theater. Damals konnten DDR-Bürger dort durch Lachen etwas Dampf aus dem Kessel des real existierenden Sozialismus ablassen. Natürlich kam vor jeder Premiere der



Meine Mutter
Brigitte Krause



Mein Vater Gerd Biewer:
Die Zigarette war immer
dabei

Zensor, um das Programm abzunehmen und Passagen zu ändern oder ganz zu streichen, und einmal, kurz vor der Wende, wurde auch das gesamte Programm verboten. So bin ich von klein auf mit der Gefährlichkeit und Kraft des Lachens, der Satire und des Humors aufgewachsen. Die Karten der »Distel« waren heiß begehrt und die Vorstellungen Jahre im Voraus ausverkauft. Was uns wiederum in den glücklichen Zustand versetzte, dass meine Mutter im alltäglichen Tauschhandel der DDR ein Pfand einsetzen konnte, das einen hohen Wert besaß. Geld hingegen besitzt keinen allzu großen Wert in einer Tauschgesellschaft.

Andere Schauspieler an Theatern wie der Volksbühne oder dem Berliner Ensemble waren da nicht so gut dran.

Ich hatte nie Angst, dass über mich gelacht wurde – bereits während des Schauspielstudiums wurde uns von Professor Braulich in Theatergeschichte immer wieder klar gemacht: Ihre Herkunft ist nicht von den hehren Mimen der Antike! Sie kommen von den Jahrmarktsspielern mit der Tomate im Gesicht! Ich verehrte Professor Braulich nicht nur wegen dieser Äußerung und habe seinen Spruch bis zum heutigen Tage verinnerlicht. Trotz der Jahrmarkts-herkunft kann ich keine Witze erzählen und sie noch viel weniger behalten.

Es muss etwa 1993 gewesen sein, da verlangte mein neuer Redaktionsleiter von *Guten Morgen Deutschland*, das Luxemburger Urgestein Nic Jakob hatte Berlin leider verlassen, ich möge doch so witzig sein wie mein Wetterfroschkollege, der immer dann moderierte, wenn ich frei hatte. Er brachte jeden Tag neue Requisiten mit und erzählte Witze. Nicht unbedingt Witze, über die ich gelacht hätte, aber er wollte es eben anders machen. Ich erwiderte, dass ich keine Witze erzählen könne und auch nicht täglich mit neuen Requisiten kommen würde, denn schließlich nutze sich irgendwann jeder Gag auch ab. Wenn es nicht reiche, dass ich in meiner Art das Wetter präsentiere, dann sollen die Zuschauer eben entscheiden, und ich gehe. Ich würde mich aber nicht verbiegen und Dinge tun, von denen ich von vornherein weiß, dass ich sie nicht kann. Lernen kann man das Witze erzählen nämlich nicht. Man hat es eben – oder nicht. Den Zuschauern sei Dank hatte sich diese Diskussion dann überraschend schnell erledigt.

Manche Zeitgenossen können mit Witzen einen ganzen Abend bestreiten und sind der Mittelpunkt jeder Party –

oder üben das Ganze sogar beruflich aus. Besonders im rheinischen Karneval gibt es davon einige, die wirklich sehr gut und witzig sind. Das ist eine Kunst, ich kann sie nicht.

Ich bin aber, wie man am Theater sagt, ein Lachwurz. Ich liebe es zu lachen, oft auch über mich selbst und meine Unzulänglichkeiten, wovon es einige gibt.

Es war im Jahr 1989, die Mauer war bereits gefallen, da tourte ich mit dem Tourneetheater Landgraf und Friedrich Schillers »Jungfrau von Orleans« durch die deutschsprachigen Lande – von Norderstedt bei Hamburg bis Bozen in Südtirol, nur eben kreuz und quer und nicht sehr geordnet. Vor einer Vorstellung, die »Jungfrau« und ich teilten uns eine Garderobe, hatten wir viel Spaß, waren etwas angeheitert, aber uns sicher: Bis zu unserer gemeinsamen Szene haben wir uns wieder im Griff. Dann standen wir uns auf der Bühne in unserer Zweier-Szene gegenüber, guckten uns in die Augen und konnten das Lachen kaum unterdrücken. Wer das Stück kennt, weiß, dass es kein Lustspiel ist. In der eher traurigen Szene begegnen sich die Heilige Johanna und Agnes Sorel, die Geliebte des Königs, die ich verkörperte. Wir konnten unser Lachen aber nicht aufhalten und mussten uns wegdrehen, so dass wir dem Publikum eine ganze Weile unsere Rücken zuwandten. Da Lachen und Weinen im Leben oft nah beieinander liegen, verschluchzten wir den Rest der Szene.

Es kam der nächste Abend, eine neue Stadt und die Angst vor der Szene, die wir gestern verlacht hatten. Schließlich auf der Bühne guckten wir uns wieder in die Augen und ... konnten das Lachen nicht mehr aufhalten, so dass wir auch diesen Abend mit dem Rücken zum Publikum verschluchzten. Das zog sich noch vier weitere Abende an

immer dergleichen Stelle hin, bis wir uns endlich wieder im Griff hatten.

Es ist mir aber auch auf der Beerdigung meiner geliebten Oma passiert, dass ich mich mit verkniffenem Lachen kaum noch vor lauter Krämpfen in der Bauchmuskulatur halten konnte, als nämlich der unsagbar schlechte Trauerredner ständig in lauter und mahnender Stimme an die Urne meiner Großmutter gerichtet sagte: »Nun, 's ist Feierabend!« Ja, natürlich ist nun Feierabend! Ging es mir durch den Sinn.

Der an dieser Stelle unangebrachte Lacher wurde aber mit jedem Mal schlimmer, wenn der Redner wiederholte: »Nun 's ist Feierabend!« Und er tat dies einige Male! Meine Mutter, die meine Bauchschmerzen bemerkt hatte, zeigte für dieses Lachen aber das größte Verständnis.

Ein anderes Mal, welches mir in lebhafter Erinnerung blieb, war eine Hochzeit in Nordhausen. Freunde von uns hatten zu einer recht groß angelegten kirchlichen Hochzeit eingeladen. Mein damaliger Freund und ich durften sogar in



Mit meiner Oma vor dem
Lieblingssmotiv meiner
Mutter – unserem
Kirschbaum im Garten

der Kirche in der ersten Reihe neben den Eltern der Braut Platz nehmen. Der Pastor sprach schöne Worte und kam dann irgendwann auf den Vergleich einer Ehe mit Otto von Guericke's Experiment der Magdeburger Halbkugeln.

Für die Leser, die im Physikunterricht Kreide holen waren: 1656 hatte von Guericke in Magdeburg aus einer Kugel mit zweiundvierzig Zentimeter Durchmesser, die aus zwei Kupferhalbkugeln bestand und versiegelt war, mit der von ihm erfundenen Kolbenpumpe die Luft abgesaugt und so ein Vakuum geschaffen. Die beiden Halbkugeln waren auch mit acht Pferden, die auf jeder Seite zogen, nicht mehr zu trennen.

Der Pastor sagte nun, dass das Ehepaar wie die Magdeburger Halbkugeln zusammenhalten solle. Da raunte mein Freund mir zu: Das geht aber nur, wenn die Luft raus ist! Das war Situationskomik, und ich hatte größte Probleme, meine Lachtränen zu unterdrücken. Als mir die Brautmutter dann ganz diskret ein Taschentuch herüberschob, da sie meine Tränen für Tränen der Rührung hielt, war es vollends um mich geschehen. Zu meiner Ehrenrettung muss ich sagen, dass ich die Zeremonie nicht gestört habe, aber am nächsten Tag vor Bauchmuskelskater kaum atmen konnte.

Kaum etwas hat in meinen langen Jahren als Wettermoderatorin so zu meiner Bekanntheit beigetragen wie – ein Missgeschick! Im Nachhinein betrachtet war das Missgeschick das Beste, was mir passieren konnte. Das kann man nicht oft von Missgeschicken behaupten!

Wir sind in der Frühschicht eine wirklich lustige Truppe, auf die man sich verlassen kann, und das allein schon macht das Aufstehen viel einfacher. Die Stimmung war zum Teil so gut, dass wir, alle noch etwas jünger, nachts bei richtig guter und lauter Musik buchstäblich auf dem Tisch

tanzen. Nicht, dass wir die Vorhersagekarten mit Füßen getreten hätten, aber die Stimmung war einfach cool und entspannt, dabei kreativ, kurz, das, was man beim Fernsehen eigentlich erwarten darf.

Nun akkumuliert sich, zumindest bei mir, im Lauf der Woche das Schlafdefizit, bis ich am Freitag glücklich um neunzehn oder zwanzig Uhr im Bett liege und zum Teil zwölf Stunden durchschlafe.

Der Tag, an dem es zum Lachanfall kam, war ein Donnerstag. Das Schlafdefizit hatte sich dementsprechend schon etwas aufgebaut. Wir hatten bereits etliche Tassen Kaffee intus, der Kreislauf lief auf Hochtouren und ich war ziemlich gut drauf.

Nun ist es so, dass die Konzentration nicht immer gleich hoch ist im Leben. In den Momenten, wo das Rotlicht der Kamera aber angeht, ist sie – bei mir – sehr hoch, und man nimmt andere Dinge wahr, auch solche, die in der Peripherie passieren, oder kleinste Geräusche, da wirklich alle Antennen »auf Empfang« gerichtet sind. Dass Zeit relativ ist, wusste schon Einstein. Vor der Kamera oder in Situationen, bei denen plötzlich ungeplante Dinge passieren, wie ein Unfall zum Beispiel, erlebt man mitunter Zeit ganz anders. Da können Sekunden plötzlich zu Minuten und Stunden werden. So war es auch bei meinem Lachanfall.

Statt des von mir geplanten Satellitenfilmes wurde plötzlich – und nur für eine Sekunde – mein Kollege Leonard Diepenbrock von der Regie eingeblendet. Er war gerade mit den Nachrichten fertig geworden und dachte, er sei nicht mehr im Bild. Also gönnte er sich zu der frühen Stunde, es war kurz nach sechs Uhr, ein herzhaftes Gähnen.

Ich sah ihn in »Spielfilmlänge« gähnen, während der noch verschlafene Zuschauer es wohl kaum wahrnehmen konnte, und mir entglitt ein: »Och, das war aber auch nicht

schlecht!« Dann kam der Satellitenfilm, und ich versuchte in meiner Wettermoderation weiterzumachen. Dachte aber, während ich über das Wetter redete: Das hast du jetzt nicht wirklich live vor der Kamera gesagt?! Doch, antwortete eine innere Stimme. Daraufhin kam ich etwas ins Lachen, versuchte aber gleichzeitig, meine Vorhersage weiter an den Zuschauer zu bringen, der ein Anrecht auf Information am Morgen hat, auch über das Wetter.

Doch dann kam die innere Stimme wieder und sagte: Mensch, es ist doch so früh am Morgen, es gucken doch eh nicht so viele, lass doch dem Lachen freien Lauf!

Nein, auch die wenigen Zuschauer haben ein Anrecht auf ihr Wetter!

Ach, vergiss das Wetter für den Moment, du bekommst dich ja eh nicht in den Griff, sagte die innere Stimme.

Doch, ich kriege mich wieder ein, sagte die andere.

Der Wettstreit zwischen Lachen und Sich-wieder-in-den-Griff-Bekommen ist ein harter und meist aussichtsloser Kampf. Denn, dem Allmächtigen sei Dank, meist gewinnt das Lachen. Und so kam ich mit meiner Wettervorhersage zwar irgendwie zu Ende, hatte aber meine Zeit gnadenlos überzogen. Es war eben live!

Frühmorgens schauen natürlich nicht ganz so viele Zuschauer wie abends. Daher ist die Atmosphäre auch etwas intimer. Nicht zuletzt »sitzt« man bei den Zuschauern mit am Frühstückstisch, wenn man so will, ist vielleicht beim Zähne putzen, dem Frühstücksbrote schmieren oder dem Feierabendbier der Nachttaxifahrer dabei. Die Zuschauer frühmorgens sind sehr treue Zuschauer, denn ihre Zahl hat sich in den letzten Jahrzehnten nicht viel verändert. Die Gäste in den Hotels werden leider nicht mitgezählt.

Diese denkwürdige Aufnahme gelang mir im Jahre 2001, im August. In diesem Jahr gab es nach dem Septem-

ber nicht mehr allzu viel zu lachen, und so wurde ich dann auch als Gast zu Günter Jauchs Jahresrückblick eingeladen.

Womit ich im Jahr 2001 nicht gerechnet hatte, war das Internet. Es steckte nämlich noch in den Kinderschuhen. Aber der Lachanfall verbreitete sich ab sofort und in den darauffolgenden Jahren um die ganze Welt und wurde Teil diverser Sendungen zu Missgeschicken, die besonders gern um Silvester gezeigt werden.

Es erreichten mich E-Mails und Anfragen aus aller Welt, selbst von einer Organisation für selbstmordgefährdete Jugendliche im fernen Neuseeland, die ich dann unterstützte. Die österreichischen Klinikclowns, die Kindern in Krankenhäusern etwas mehr Spaß in ihr trauriges Schicksal bringen, baten ebenso um Mithilfe wie Lachyogalehrer und viele andere.

Besonders berührten mich aber Briefe und E-Mails von depressiven Menschen, die schrieben, dass es ihnen nach meinem Lachanfall ein kleines bisschen besser ginge. Diese Briefe bekomme ich auch heute noch – fast zwanzig Jahre später.

Und wenn ich erreicht habe, dass es Menschen durch mein Missgeschick für eine Weile ein bisschen besser geht, dann bin ich mehr als glücklich!

Danksagung

Ohne die Zuschauer, die mir zum Teil seit Jahrzehnten die Treue halten, wäre dieses Buch nicht nur halb so dick geworden, da ich nur auf die Geschichten zurückgreifen könnte, die ich privat erlebt habe, nein, das Buch wäre wahrscheinlich gar nicht erst zustande gekommen.

Ich danke Ihnen, dass Sie es mir ermöglicht haben, mein Leben so zu führen, wie ich es eigentlich nicht geplant hatte (Wer plant schon »Wetterfee« zu werden?), aber welches mir bis zum heutigen Tage viel Freude bereitet.

Diese Freude am Leben versuche ich jeden Tag zurückzugeben.